

Werner von Kieckebusch

»Ich traue dem Frieden nicht«

Leben zwischen zwei Diktaturen
Tagebücher 1945–1946

Herausgegeben von Jörg Bremer

HERDER The logo consists of a large, stylized number '4' with a horizontal bar extending from its top right, and a smaller '5' positioned below the bar, creating a combined '45' shape.

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Vermittlung des Buches durch: Frauke Jung-Lindemann,
The Berlin Agency
Satz: Daniel Förster, Belgern
Karte: Peter Palm, Berlin
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-38551-3
ISBN E-Book: 978-3-451- 81945-2

INHALT

»VOLL SCHRECKEN, TRAUER UND HUNGER«	
WER WAR WERNER VON KIECKEBUSCH?	7
»ICH TRAUE DEM FRIEDEN NICHT«	
DAS TAGEBUCH	19
ANHANG	317
Dank	317
Personenregister	318
Straßen- und Ortsregister	321
Bilder	326
Karte	330
Chronik	332

»VOLL SCHRECKEN, TRAUER UND HUNGER«

WER WAR WERNER VON KIECKEBUSCH?

Das Biedermeiersofa in unserem Esszimmer stammt vom Urgroßvater meiner Frau; auch der kleine Rokokosekretär im Wohnraum stand einst in Potsdam in der »Mausefalle«. So wird bis heute liebevoll der parkähnliche Platz genannt, wo die Jägerallee mit ihren letzten beiden Häusern zur Sackgasse wird und wo ihr »Opi« mit seiner zweiten Ehefrau Annelie in Nr. 40 wohnte. Aber all das hatte uns bisher kaum interessiert. Wohl erzählte meine Frau Christiane gelegentlich von ihren Urgroßeltern Kieckebusch in Potsdam und später im Johanniterstift in Berlin-Lichterfelde, aber Fragen haben wir weiter nicht gestellt, auch nicht bei dem Persianermantel meiner Frau; dabei hatte den einst schon diese Urgroßmutter an.

Dann aber kam Christiane an einem Sonntagabend von ihren Eltern aus Neukirchen-Vluyn am Niederrhein mit einem schmucklosen dunkelgrauen Ordner zurück und gab mir atemlos die 166 eng und

doppelt beschriebenen Seiten auf dünnstem Kriegspapier und sagte: »Dies musst du lesen; noch nie sind fünf Stunden Eisenbahnfahrt so schnell vergangen. Das ist das Tagebuch von meinem Urgroßvater voll Schrecken, Trauer und Hunger – aber beim Lesen habe ich trotz allem auch gelacht.«

Seitdem hat auch mich Werner von Kieckebusch fest im Griff: Wir weinen mit ihm, wenn er die Sehnsucht nach seinen beiden Söhnen beschreibt, Leichen birgt und Verwandte begräbt. Wir hungern mit ihm und seiner Frau, wenn sie nach Stunden in der Schlange vor einem Lebensmittelgeschäft mit leeren Händen nach Hause kommen. Wir verlieren – quasi mit ihnen noch einmal – Hab und Gut, vom Schmuck, Besteck und der Bettwäsche im Banksafe bis zur goldenen Armbanduhr. Wir leiden mit »Opi«, wenn er seit Monaten auch nichts mehr von seiner weiteren Familie in Ost oder West hört, weil es kaum Post gibt. Wir tragen Möbel mit ihm aus der Wohnung raus und wieder rein, um sie – wo auch immer – vor dem russischen Zugriff zu schützen; so auch »unser« Biedermeiersofa und den Sekretär, an dem ich gerade sitze. Aber wir lachen auch mit Werner von Kieckebusch, wenn er mit süffisantem Witz oder seiner ihm ganz eigenen Ironie über die Lage und die Menschen spricht: über Deutsche wie Russen, die er beobachtet, – von den letzten Tagen der Nazidiktatur und des Krieges Ende April 1945 über die Konferenz von Potsdam im August hinein in den trügerischen Frieden und die nächste Diktatur, die von der russischen Besatzung geprägt ist. »Diese Russen« empfinden die Kieckebuschs zunächst nur als wilde und unzivilisierte Besatzungssoldaten, als Armbanduhrenräuber und rücksichtslose Autofahrer. Sie fürchten sich vor ihnen. Später aber lernen sie Unterschiede kennen und schließen so fast Freundschaft mit dem einquartierten Offizier Alexander sowie seiner Familie.

Meine Schwiegermutter Monika von Klinggräff ist eine Enkelin von Werner von Kieckebusch, der zweimal in seinem Leben heiratete. Zunächst ging der 1887 in Kassel geborene Sohn eines Offiziers und der vermögenden Industriellentochter Erna Henschel 1911 die Ehe mit der Offizierstochter Elisabeth von Krosigk ein. Sie aber starb schon 1922.

Aus dieser Ehe stammte die 1912 geborene Tochter Erika, die 1933 den Forstmeister Hans Heinrich von Korn heiratete. Meine Schwiegermutter ist eine der drei Töchter aus dieser Verbindung. Alle fünf Korns konnten sich in den Wirren der letzten Kriegswochen 1945 nach Hoof bei Kassel in den Westen retten, auf den Stammsitz des Familienzweiges, den der 1906 gerade noch von Kaiser Wilhelm II. geadelte Vater dem jüngeren Bruder von »Opi«, Hans Joachim, vermacht hatte.

In zweiter Ehe heiratete Werner Kieckebusch 1923 Annaliese (Annelie) von Kriegsheim aus dem Hause Barsikow im heutigen Landkreis Ostprignitz-Ruppin in Brandenburg. Dieser Besitz Barsikow blieb ein Bezugspunkt für das Ehepaar, bis die Güter im Osten von der Sowjetmacht enteignet wurden; so auch Altgaul bei Wriezen im heutigen Landkreis Märkisch-Oderland, das Werner 1909 mithilfe seines Vaters gekauft, ausgebaut, aber in schwerer wirtschaftlicher Not 1927 wieder verkauft hatte, bevor er 1933 in die Jägerallee 40 zog, wo er die nächsten 33 Jahre lebte. Mehrfach reiste Werner von Kieckebusch nach dem Krieg nach Altgaul, um von den früheren Mitarbeitern mit Nahrungsmitteln versorgt zu werden.

Werner und Annelie von Kieckebusch hatten zwei Söhne, die nicht zuletzt wegen ihrer gemeinsamen Jagdpassion ein enges Verhältnis zum Vater hatten. 1924 kam Hubertus zur Welt, der 1942 fiel. Die Trauer um Hubertus überschattete jeden Tag. Zum Geburtstag wurde sein Bild mit Blumen geschmückt. Das ungeklärte Schicksal des 1926 geborenen und noch kurz vor Kriegsende eingezogenen Burkard trieb die Kieckebuschs bis zum Lebensende um. Burkards Paten, nicht zuletzt der fünfte Sohn des Kaisers, Prinz Oskar von Preußen, bangten mit. Der stille Dialog mit dem Vermissten wurde zum Grund für das Tagebuch, das sich vor allem an diesen Zweitgeborenen wandte. Burkard sollte dereinst lesen können, dass es seinen Eltern zwar viel besser ergangen war als gewisslich ihm selber. Aber er sollte auch von der Sehnsucht nach den Söhnen erfahren und von dem Leid in der sich langsam entwickelnden neuen Diktatur, die von Enteignung und Entrechtung, Hunger und Verzweiflung geprägt wurde; und von erschreckend vielen Selbstmorden im Freundes- und Verwandtenkreis.

Nicht zuletzt um seine Erinnerungen vor dem Zugriff Fremder zu bewahren und um seine Tochter bei Kassel genauer über die Zustände in Potsdam zu unterrichten, schickte er schon 1945 eine Tranche des bis dahin entstandenen Tagebuchs nach Hoof. Aber »Opi« und »Omi« selber blieben in der Mausefalle von Potsdam. Erst 1966 wechselten sie unter Schwierigkeiten nach West-Berlin ins Johanniterstift, wo Kieckebusch 1975 mit 87 Jahren starb. Er wurde in Hoof beigesetzt, das mittlerweile von seinem Neffen Ernst Kieckebusch übernommen worden war. Alleinerbin – auch des Tagebuchs – wurde Enkelin Monika, die 1958 Gerhard von Klinggräff geheiratet hatte, der auf Chemnitz in Mecklenburg geboren war und in Neukirchen-Vluyn als Diplombergbauingenieur im Bergbau gearbeitet hat. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: Hubertus und Ebba sind die beiden älteren Geschwister meiner Frau Christiane, und sie ist die Patentochter der Urgroßmutter.

Für sie hatte so auch meine Schwiegermutter diesen grauen Ordner aus dem Glasschrank im Wohnzimmer – auch ein Erbstück von »Opi« – zum Lesen mitgegeben: »Es gibt noch mehr Tagebücher vom Großvater; aber die sind handgeschrieben und in Sütterlin. Sie alle führen zurück in eine Zeit voller Leid, die wir glücklich Nachgeborenen alle nicht vergessen sollten«, hatte Schwiegermutter zu Christiane gesagt, – und so wurden die Erinnerungen ihres Großvaters Thema auf einer Buchmesse in Frankfurt, wo der Verlag Herder zuschlug.

In der Tat steht das Schicksal der Eltern Kieckebusch für das Los einer ganzen Generation im Ausnahmezustand. Sie erlebte nach dem Ersten Weltkrieg, den wirtschaftlichen Wirren der Weimarer Republik, nach zwölf Jahren Nazidiktatur und Weltkrieg am 8. Mai 1945 zwar die Befreiung vom braunen Terror sowie die Kapitulation Deutschlands, aber sie sah sich trotz Waffenstillstands weiter auf wankendem Boden; vor allem in der Sowjetischen Besatzungszone, die schon wenige Wochen nach Kriegsende einen anderen Weg einschlug als die westlichen Zonen.

Im August 1945 regelten die Sieger Stalin, Truman und Churchill (beziehungsweise Attlee) in Potsdam – im Schloss Cecilienhof un-

weit der »Mausefalle« – die politische und geografische Nachkriegsordnung Deutschlands, das bis zum Fall der Mauer am 9. November 1989 brutal in Ost und West getrennt wurde sowie seine russisch wie polnisch besetzten Gebiete verlor. Es ist sonderbar, dass Potsdamer wie Werner und Annelie Kieckebusch so gut wie nichts von den Debatten bei der Konferenz erfuhren. Aber sie waren – nach dem Tagebuch – allein mit dem Überleben schon überfordert. Wohl gab es bisweilen Hoffnung darauf, dass die Russen abziehen würden und eine westliche Siegermacht Potsdam besetzen würde. Aber Stalins Armee blieb, und sein Regime ging in die kommunistische Diktatur der SED über. Kieckebusch hat laut Tagebuch dem Frieden nie getraut. Dabei waren für ihn die individuellen Erlebnisse, der Diebstahl seines Eigentums, der zeitweilige Rauswurf aus seiner Wohnung oder aber die langsam anziehende Pressezensur nur Hinweise auf das große Ganze.

Brandenburgs Hauptstadt Potsdam südwestlich von Berlin ist seit Friedrich II. als die Residenz der Preußenkönige mit ihren Schlössern und Parks ein besonderer Ort gewesen. Hof und Militär prägten die Stadt. Doch nach den beiden verheerenden letzten Luftangriffen vom 14. und 25. April 1945 (einen Tag zuvor beginnen die Aufzeichnungen) hatte die Residenzstadt ihren letzten Glanz verloren. Kieckebuschs überlebten das Bombardement im Keller. Viele tausend Potsdamer aber kamen um; und als Werner am kommenden Morgen so neugierig wie mutig die Umgebung erkundete, fand er die Innenstadt mit Hauptpost und Bahnhof, Garnison- und Nikolaikirche sowie Schauspielhaus und Stadtschloss in Flammen oder schon vollends zerstört. Tiefflieger schossen weiter in die Stadt. Hitlers Artillerie versuchte noch dagegenzuhalten; dabei war seine Partei schon »getürmt«, erfuhr Kieckebusch und floh vor Granaten nach Hause.

Dann kamen Straßenkämpfe und bald darauf die Aufforderung, weiße Tücher aus den Fenstern zu hissen. In Potsdam war der Übergang zum »Frieden« fließend; er begann vor dem offiziellen Waffenstillstand am 8. Mai, aber noch Mitte Juni wurde über angebliche Werwolfaktionen berichtet. Entsprechend nervös agierten die sowjetischen Besatzer. Auch später noch unerklärte Schießereien. Davon

unbeeindruckt zogen in endlos erscheinenden Schlangen Flüchtlinge durch die Stadt: Vertriebene aus dem Osten, die ihre Handkarren mit Gerettetem nach Westen zogen. Manche Hoffnungslosen drängte es aber auch nach Osten in ihre Heimat zurück. Besatzungssoldaten trieben deutsche Soldaten in zerfledderten Uniformen als Gefangene durch Potsdam. Kieckebusch beschrieb eine Stadt in Orientierungslosigkeit, in der die Menschen ihr Los nicht fassen konnten und nicht einmal wussten, wie der nächste Tag aussehen würde.

Zumindest ein Dach über dem Kopf? Wegen der ungezählten bis zum Stadtrand zerstörten Häuser hätte in Potsdam auch unter normalen Umständen Wohnungsnot geherrscht. Nun musste der verbliebene Wohnraum auch noch mit Flüchtlingen und sowjetischen Besatzern geteilt werden, die sich bedienten und Zimmer – wie bei Kieckebuschs – konfiszierten. Im Sommer 1946 begann sogar eine Evakuierung »nutzloser« Alter aus der Stadt. Aber die Aktion wurde bald wieder abgeblasen.

Es gab auch nichts zu essen. Obwohl sich bis Ende 1945 neben dem sowjetischen Militärkommissariat eine deutsche Verwaltung etabliert hatte, änderte das nichts an der miserablen Versorgung. Vor allem Alte verhungerten. Leidlich gut war offenbar noch die Versorgung der Kranken mit Medikamenten. Aber Milch für die Kleinkinder gab es nicht; und Kieckebuschs freuten sich etwa ein Jahr nach »Friedensbeginn« über das erste frische Ei von einem Bauernhof.

Gerade in einer Zeit, wo Familien zerrissen worden waren, hofften die Versprengten auf Post. Aber bis 1946 floss der Postverkehr unzuverlässig, allmählich dazu noch beschränkt durch den Ost-West-Konflikt. Wer ein Telefon hatte, musste das mit den Nachbarn und Passanten teilen, aber zunächst waren die Leitungen unterbrochen. So wurde der Schwarze Markt bis zu seinem Verbot Hauptbörse – auch für Nachrichten, hatte die russische Besatzung doch gleich nach ihrer Machtübernahme alle Rundfunkgeräte konfisziert. Zunächst war die Versorgung mit Zeitungen aus Berlins Westsektor allein wegen der Transportprobleme schwierig, später verboten die Sowjets westliche Zeitungen. Jede Besatzungszone setzte ihr eigenes Presseregime durch. Gerüchte waren mithin Medium der Zeit.

Allemaal die Flüchtlinge brachten ihre herzerreißenden Erfahrungen mit und schilderten die noch trostlosere Lage in Ostpreußen oder Schlesien. Kieckebusch schrieb das alles auf und quittierte die Erzählungen mit dem Hinweis, diese Gräuel seien die erwartbare Antwort auf all die unverzeihlichen Missetaten der Deutschen an Polen und Russen: »Wie ich dir – so du nun mir«.

Die fast vollständige Vernichtung der Juden machte Kieckebusch dagegen nicht zum eigenen Thema. Obwohl Kieckebuschs bisweilen Stunden mit ihren einquartierten russischen Besatzungssoldaten zusammensaßen und freimütig redeten, brachte offenbar auch diese Offiziere, deren Armee doch Auschwitz befreit hatte, die Schoah nicht auf.

Im allgemeinen Flüchtlingsstrom verließen immer mehr Potsdamer ihre Heimat und wechselten in die westlichen Zonen. Statistiken zufolge erlebte Potsdam nach 1945 quasi einen Bevölkerungsaustausch: Die irgendwie noch mit dem Potsdamer Hof oder den Potsdamer Regimentern verbundenen Familien zogen ab und wurden durch Flüchtlinge aus dem Osten ersetzt. Nur wenige adlige Familien blieben wie die Kieckebuschs zurück. Entweder hielt sie das Alter oder eben die sentimentale Überlegung wie bei unserem Tagebuchschreiber, er dürfe dem vermissten Soldatensohn nicht auch noch sein Zuhause nehmen. Dabei stand in der sowjetischen Zone klarer noch als im Westen Deutschlands fest, dass Landbesitzer Verlierer des Krieges sein würden. Schon im zweiten Halbjahr 1945 wurde den Potsdamern durch Banner eingehämmert, Deutschland werde durch »Enteignung der militaristischen Junker«, die Aufteilung ihrer landwirtschaftlichen Nutzflächen, durch Parzellierung und Aufsiedlung »mit frischem Blut« vom Nationalsozialismus genesen. Tatsächlich allerdings verkamen zunächst einmal diese Nutzflächen völlig, und der Ernährungsmangel wurde durch Misswirtschaft noch verschärft.

Kieckebuschs Tagebücher erzählen von einer Stadtbevölkerung, die sich noch nicht von der einen Ideologie erholt hatte und sich schon der nächsten beugen sollte. Die Angst der vergangenen zwölf Jahre, wegen einer Äußerung gegen Hitler sein Leben zu verlieren,

und die darauf folgende neue Angst, dem Gesinnungsterror kommunistischer Spitzel zum Opfer zu fallen, wurde in den letzten Kriegs- und ersten »Friedenswochen« von der Klammer der unmittelbaren Bedrohung durch Bomben und Granaten zusammengehalten. Es gab in dem beschriebenen Zeitraum und in der DDR darüber hinaus mit- hin keinen Tag des inneren und äußeren Friedens.

Dieser anhaltende Ausnahmezustand, an den man sich zu gewöhnen hatte, kannte freilich auch Zeichen ziviler Normalität. Auch wenn Bankkonten und Tresore ausgeraubt und Besitztümer eingezogen worden waren, sollten auch 1945 und 1946 Steuern bezahlt werden. Das Finanzamt meldete sich. Weiter wurden auf den Ämtern die Formulare nach den alten Regeln gestempelt; nur dass der Hitlerkopf aus dem Stempel ausradiert werden musste. Die Standesämter hatten neues Leben und den Tod zu beurkunden.

In diesem Wechselbad zwischen Ausnahmezustand aus Angst und Hunger sowie jener bürokratischen Normalität suchten die Menschen bei sich und ihren Nächsten einen letzten Halt. In seiner Mentalitätsgeschichte der Deutschen von 1945 bis 1955 spricht Harald Jähner von einer »Wolfszeit«: Wie in Wolfsrudeln ging es auch den Menschen vor allem ums Reißen und Überleben, was man als Familie leichter denn alleine meistern kann. Zwar konnte man auf dem Schwarzmarkt zwischen Potsdam und dem Berliner Westen »reich« werden; manchen genügte es aber auch schon, die Goldzähne der toten Tante in Fett und Schwarzbrot zu tauschen. Sitte und Moral galten wenig, wenn der Beischlaf mit dem weiterhin fremden Besatzungssoldaten zu einem gefüllten Magen führte. Da mögen Brüder und Vettern gerade gefallen sein, eine durchtanzte Nacht war nicht zu verübeln. Und wenn es schon einmal Wodka gab, dann konnten einige Gläser zu viel ein glückliches Vergessen bringen.

In diesem Umfeld der »Wolfszeit« schlug sich Werner Kieckebusch mit seiner Frau Annelie – immerhin in der eigenen Restwohnung – wacker. Dabei hatte er von Geburt an ein schwaches Herz und war bald 60 Jahre alt. Es fehlte an allem, und der Mann war eigentlich ein Genießer. Ohne seinen »Nasenwärmer«, eine ordent-

liche Zigarre, lief eher wenig. Nun aber wurde schon jede Zigarette zum Problem. Das Ehepaar ging abends bisweilen früher ins Bett, um den Hunger »zu überschlafen«. Dabei endet dieses Tagebuch, bevor noch im »Hungerwinter« 1946/1947 der Mangel so stark wurde, dass kostbare Möbel verkauft oder für Feuerholz zerhackt werden mussten. Jahrzehnte später spachtelte »Opi« umso mehr und nur das Beste. Urenkel wie meine Frau Christiane erinnern sich, wie er einen Wohlstandsbauch vor sich trug, über dem der Gürtel die Hose festhielt. Hosenträger taten ihr Übriges. Diese Nachgeborenen haben »ihren« kleinen »Opi« als heiteren Herrn in Erinnerung.

Enkelin Monika von Klinggräff erinnert Werner von Kieckebusch auch als einen religiösen Mann. Auch wenn er nicht an jedem Sonntag in die Kirche ging, so sei er doch ein frommer Protestant gewesen, der bisweilen aber auch in der katholischen Kirche betete. Kieckebusch gehörte zum evangelischen Johanniterorden und wurde in den ersten Nachkriegs-Kirchengemeinderat der Potsdamer Friedenskirche gewählt, der sich früher konstituierte als der Stadtrat, dessen Pastor aber offenbar durch Ämterpatronage in sein Amt kam. Der Bekennenden Kirche stand Kieckebusch skeptisch gegenüber, weil sie sich seiner Meinung nach nicht genug »gemeindlich«, sondern zu politisch engagiert hatte.

Kieckebusch sei zeit seines Lebens »eigentlich Monarchist geblieben, politisch war er nicht tiefer interessiert«, berichtet Monika von Klinggräff über ihren Großvater weiter. »Er dachte im guten Sinne nach Gutsherrenart und wollte in seinem Umfeld jedem Einzelnen für das gemeine Ganze gerecht werden.« Er habe Verantwortung für Schwächere und Mitgefühl gezeigt. Kieckebusch war dabei in der NS-Zeit weder Widerständler noch Held. Nach dem Krieg ordnete er sich in den trüben Tagesablauf seiner Nachbarn ein. Als guter Jäger war er dabei aber ein neugieriger und sensibler Beobachter mit Augen fürs Detail und die Besonderheiten eines jeden.

Die Schwiegermutter erinnert Kieckebusch am Schreibtisch: »Er schrieb viele tausend Briefe in alle Richtungen; nach dem Krieg zunächst vor allem, um etwas über das Schicksal seines Sohnes Burkard zu erfahren und um die Lebensverhältnisse für seine Frau und sich zu

verbessern.« Kieckebusch muss in der Tat täglich, diszipliniert und zum Teil bis spät am Abend am Schreibtisch gesessen und auch an diesem Tagebuch gearbeitet haben. Er schrieb, wie sich die Ereignisse am Tage oder Vortage entwickelt hatten; flüssig, ungekünstelt, ohne Schwerpunktsetzung, bisweilen wie atemlos. Und so folgen auf herzerreißende Szenen banale Beobachtungen. Er tippte seine Tageslast fast fehlerfrei, Zeile auf Zeile, fast ohne Abstand und mit Durchschlägen in die Schreibmaschine; so, als könne er damit seine Bürde loswerden. Ein feiner und sensibler Humor zeichnete seine Sprache aus. Selbst bittersten Momenten konnte er etwas Witziges abgewinnen. So wie sein religiöser Glaube erleichterte ihm sein Galgenhumor das Überleben; selbst der Leser des Tagebuchs kommt durch diesen Witz besser über Tränen hinweg.

Als Landwirt war Kieckebusch ohne Fortune, auch wenn er wohl vom Leben als Gutsherr geträumt und in Altgaul zu Beginn des Ersten Weltkriegs noch eine Art Schloss hingesetzt hatte. Das Vermögen seiner Mutter Henschel hatte diesen Neubau ermöglicht. Ein Bildnis zeigt Kieckebusch in dieser Zeit mit Schnäuzer in einem Jagdmantel mit Pelzkragen und Jagdhut, wie er mit der Waffe über der Schulter zufrieden in die Ferne sieht. So wollte er gesehen werden, so sah er sich in seinem gesellschaftlichen Umfeld selber. Die Gästebücher in Altgaul berichten über Einladungen mit festlichen Essen und hochadligen Gästen. Preußenprinzen und Prinzessinnen gehören dazu. Als nach dem Zusammenbruch der Monarchie 1918 der Kronprinz und seine Familie mittellos dastanden, leistete auch Kieckebusch mit seiner Frau humanitäre Hilfe; oft mit Wildbret aus Altgaul. Königliche Hoheiten wurden darüber zu Paten der 1924 und 1926 geborenen beiden Söhne. In Potsdam blieben diese Beziehungen lebendig. Nach dem Krieg erneuerte Kieckebusch seine Kontakte zu den Preußen, um ihnen über die Zustände in Potsdam zu berichten und wohl auch in der Hoffnung, nun seinerseits Hilfe zu erhalten – die dann auch kam.

Als Beruf gab Kieckebusch Ahnenforscher an. In der Tat interessierte er sich für Genealogien und wusste Verwandtschaften aus dem

Kopf zu rekonstruieren. Er besaß eine große Wappensammlung, die er 1966 in Potsdam an die DDR verkaufen musste, um ausreisen zu dürfen. Sie gilt heute als verschollen. Den Anstoß für seinen Beruf mag Familie Henschel gegeben haben, für die er 1931 eine Familienchronik schrieb. Dann bat ihn Familie von Stülpnagel um ein ähnliches Werk. Er nahm den Auftrag an. Doch um das noch heute geschätzte Buch schreiben und 1938 veröffentlichen zu können, musste Kieckebusch Mitglied in der Reichsschrifttumskammer werden und dazu NSDAP-Genosse, woraus sich in Potsdam in den Nachkriegsmonaten Probleme mit der Obrigkeit ergaben. Bis heute geschätzt ist auch seine Geschichte des Klosters Heiligengrabe. Aber die Familiengeschichte der Herren von Esebeck verbrannte bei den Auftraggebern im Krieg und ging verloren. Über alle Arbeiten von Kieckebusch berichten die Bestände vor allem im Geheimen Staatsarchiv von Dahlem, wo er gerne arbeitete. Bei dem ihnen persönlich bekannten Archivdirektor hinterlegte dann Annelie nach dem Tode ihres Mannes im September 1975 neben vielen Fotos und Jagdbüchern Kopien dieses Tagebuchs.

Mit diesem Buch legen wir die gekürzte Fassung eines Teils der Tagebücher von Kieckebusch vor; sie beginnen am 24. April 1945 mit der Schlacht bei Potsdam und enden Weihnachten 1946. Sie umfassen damit die unmittelbare Nachkriegszeit, in der alles offen und alles möglich war – im Bösen und manchmal auch im Guten.

Meist ist die Schreibweise des Autors übernommen und nur wegen der Lesbarkeit behutsam an die heutige Rechtschreibung angeglichen worden. So schrieb Kieckebusch Zahlen in der Regel in Ziffern. Der Berliner Dialekt oder dessen Zungenschläge wurden bewahrt. Kürzungen des Textes beziehen sich vor allem auf Erinnerungen an Jagderlebnisse oder umfängliche Beschreibungen familiärer Verbindungen und sind nicht extra ausgewiesen. Generale oder ihre Frauen betitelte Kieckebusch mit »Exzellenz«, Adelstitel wurden bisweilen schon vom Autor oder vom Lektorat geschliffen.

Das Tagebuch sei im Sinne Kieckebuschs seinen beiden Söhnen gewidmet, deren Aquarelle heute in der Garderobe der Schwester von

Christiane hängen, bei meiner Schwägerin Ebba. Hubertus und Burkard Kieckebusch war es nicht vergönnt, ihr Leben zu leben. Um es mit den Worten ihres Vaters zu sagen: diese beiden »Jungens« brachte »Hitlers Wahnsinn« – wie so viele Millionen andere Menschen auf allen Seiten – in noch jungen Jahren um.

Berlin, 24. April 2020 – 75 Jahre danach

Jörg Bremer

»ICH TRAUE DEM FRIEDEN NICHT«

DAS TAGEBUCH

24.4.1945. Nun beginnt die Schlacht bei Potsdam! Auf der Post liegen Hunderte von Feldpostsäcken, aber niemand erscheint mehr zum Sortieren; alles steht still. Angeblich soll immer noch Post abgehen, aber wohin denn? Berlin und Potsdam sind doch eingeschlossen. Wir schreiben täglich an Burkard und Erika, vielleicht kommt mal eine Nachricht durch! Als ich heute Nachmittag zur verbombten Hauptpost ging, pfiffen 2 Granaten derartig über mich hinweg, dass ich noch vorher auf dem Wilhelmplatz kehrtmachte. Russische Panzer stehen an der gesprengten Eisenbahnüberführung am Bahnhof, auch die Lange Brücke ist gesprengt. Der Turm der Heilig-Geist-Kirche wurde heute Nachmittag von den Russen noch mehr in Klump geschossen. Eben war wieder ein Tieffliegerangriff, wir standen an meinem Schreibtischfenster, als eine 3-Faust-dicke Klamotte am Fenster vorbeisauste und vors Haus fiel. Wo mag sie hergekommen sein? In der Marienstraße brennt es. Das Gemeine ist, dass die Tiefflieger auch kleine Bomben bei sich haben. Eine fiel heute Nachmittag in die Brandenburger Straße vor Koll, wo ich mir den Krater ansah. Seit gestern gibt es Sonderzuteilungen an Käse, Marmelade, Brot, Fleischkonserven. Viele hundert Menschen

stehen überall Schlange und stürzen wieder fort, wenn die Tiefflieger kommen. Gestern saß ich 2 $\frac{3}{4}$ Stunden auf dem Jagdstuhl nach Brot an, leider ohne Fernrohrbüchse! Werde ich diese je noch mal in die Hand nehmen? Hier ist alles in heller Aufregung darüber, dass alle Soldaten herausgezogen wurden und die Partei natürlich getürmt ist, der Volkssturm aber die Lage hier meistern soll!

25.4. Punkt $\frac{1}{2}$ 7 ging das Bombardement der Stadt los, hauptsächlich in der Innenstadt: Das Schauspielhaus, Hohe Weg- und Kaiserstraße brennen lichterloh. A. war um 12 dort, es muss furchtbar aussehen. Gegen 8 ging ich los, um Büchsenfleisch zu holen, als Sonderzuteilung pro Kopf eine Dose von 350 Gr. Nach Hause ging es dann verflucht fix, denn die Granaten heulten doch mächtig über die Stadt. Aber bald war Schluss, da angeblich die Russen zurückgeschlagen wurden, nachdem plötzlich unsere Artillerie in Sanssouci auffuhr und dazwischenfunkte. Nur die verdammten Tiefflieger machen sich noch mausig.

Kurz vor dem Mittagessen erschien plötzlich Dr. Arnsberg von der Feuersozietät, der per Rad über Spandau–Nauen hierherkam, der einarmige Mann mit Rucksack, Taschen, Handkoffer etc. Er war die Nacht in Fahrland geblieben, wo gerade ein Depot der Wehrmacht aufgelöst wurde, bevor die Russen es schnappten. Er brachte A. eine Tafel Schokolade mit, mir 20 herrliche Zigarren und 25 Zigaretten. Dann erschien auch noch der Opa unserer Flüchtlinge mit 5 Pullen Schnaps, die er in der Stadt organisiert hatte, wovon wir eine Pulle Cognac geschenkt bekamen. Die gute Oma backte heute Kartoffelpuffer en masse, A., Arnsberg und ich aßen jeder 8 heimlich in meinem Zimmer, herrlich! Nachher aßen wir dann mit den alten Tanten bieder noch Mohrrüben hinterher!

Jetzt schießt die Artillerie in Sanssouci wieder ganz toll, so dass die Scheiben klirren. Arnsberg wird einige Tage bleiben, er erzählte von einer Ärztin, die er gesprochen hatte und die schon in russischen Händen war. Die Russen sollen sich ganz einwandfrei benommen haben, hätten nur eine große Vorliebe für Uhren und Ringe gezeigt! Ein Segen, dass wir das vorher wussten! In Berlin hätten die Russen alle Tabakläden für sich beschlagnahmt, was ich auch sofort getan hätte!

26.4. Was war das wieder für eine Nacht! Jetzt steht nach dem Artilleriefeuer auch noch die letzte Gebäudeseite des Wilhelmsplatzes in Flammen und immer weiter fliegen die Granaten in die Stadt. Gleichzeitig brummen die verdammten Tiefflieger in der Luft herum. Gestern Nachmittag stießen sie in der Kaiser-Wilhelm-Straße auf eine Fuhrparkkolonne. 4 Pferde kaputt. Kaum waren die Flieger fort, da stürzten sich die Menschen auf die 4 Tiere, und im Handumdrehen war alles Fleisch von den Knochen herunter. Ich sah mir die Bescherung heute Nacht mal an, leider hatte ein Feinschmecker schon die beiden Zungen herausgelöst. Pech! Ich hätte sie mir gern geholt. Nur die 8 Beine, 2 Köpfe und die Felle lagen noch da. Wir schlafen nur vollkommen angezogen, d. h. wir liegen, denn von Schlafen ist kaum die Rede.

Aus der mir zugesagten Postzustellung wurde leider nichts. Wie viele Briefe von Burkard mögen in den Säcken sein, zu schrecklich, dass man so gar keine Post von dem Jungen bekommt und er natürlich auch keine von uns. Ich möchte ja jetzt hier auch nicht Postbote spielen!

5 Uhr. Es schießt unaufhörlich, sogar die widerliche Stalinorgel mit ihren 10,2-cm-Rohren, gleich 10 oder 12 Schuss auf einmal à la Vierlingsflak. Überall brennt es, in der Luft fliegen überall verbrannte Papierfetzen herum, und es riecht widerlich nach Rauch.

27.4. Ab 4 Uhr morgens tobten hier die tollsten Straßenkämpfe. An der Ecke Jägerallee-Augustastraße sah ich um 8 die ersten 4 Russen stehen, die Urräh brüllten und auf Dr. Arnsberg und mich anlegten, worauf wir uns schleunigst verdrückten. Um ½ 10 klingelte es an der Wohnungstür, und vor mir stand ein Russe, in jeder Hand eine Pistole aus blankem Nickel. Er brüllte: Hände hoch, griff in meine Taschen und warf den gesamten Inhalt auf die Erde. Auf die Frage »Uhr« sagte ich ihm »Kamerad Uhr«. Dann trat er ins Wohnzimmer und nahm Anneli die Armbanduhr ab, eine alte Kartoffel, die sie deswegen schon angelegt hatte. Unsere Ringe hatten wir vorher schon in Sicherheit gebracht. Dann ging der widerliche Kerl wieder fort. Um 10 rollten die ersten ganz schweren russischen Panzer durch die Jägerallee und einer nahm am Jägertor Aufstellung. Als wir um ½ 1 zu Mittag aßen, feuerte er lange, kaum 100 Schritt von uns! Unsere Artillerie oder Panzer

schossen gleichfalls, wir hörten deutlich einen russischen Verwundeten aufschreien, der dann nachher tot an der Ecke von Jägerallee 1 mehrere Tage lag und dann auf der Rasenfläche in der Kaiser-Wilhelm-Straße begraben wurde. Als mir gesagt wurde, dass im Grötzner'schen Garten sich Russen herumtrieben, sah ich vorsichtig aus dem offenen Fenster und sah 4 Mann an den Holzschuppen herumschleichen. Sie hatten mich im selben Augenblick auch gesehen und eine Kugel piff rechts von mir in die Hausmauer. Abends kamen Russen ins Haus und vergewaltigten im Keller Fräulein R. In Jägerstraße 39 wurde Frau S., in No. 38 Frau Kr. vergewaltigt, in der Kaiser-Wilhelm-Straße Frau K.

28.4. Ein Teil der Russen verließ die Stadt, dafür kamen andere, die fortwährend durch unsere Mausefalle schlichen, auch in die Wohnungen gingen, aber nicht zu uns. Ein Kommissar hatte Frau v. Gottberg erklärt, wir sollten weiße Tücher hissen, dann würde den betreffenden Häusern nichts mehr passieren. Bald hingen aus allen Wohnungen weiße Lappen heraus, aber trotzdem kamen immer wieder Russen herein, nahmen alle erreichbaren Fahrräder fort. Bei Frau v. Hohberg nahmen sie ein Paar lange Reitstiefel, ein Grammophon mit vielen Platten und 1 Koffer fort. Erst später entdeckte Frau v. H., dass aus ihrem Rucksack, der im Keller versteckt war, der gesamte Schmuck gestohlen worden war! In der Stadt plünderten die Potsdamer alle möglichen Läden, insbesondere die beiden Kaufhäuser Mainka und Karstadt.

Die Leute zogen mit riesigen Ballen von Stoff, Strümpfen, Wäsche, Spielzeug etc. nach Hause. Ich sah eine Frau, die 5 Originalkartons Margarine à 20 Pfund auf dem Wagen fortfuhr, ein Mann hatte ein großes Fass Butter organisiert! Ich bat eine Frau, die gut 50 Rasierpinsel vereinnahmt hatte, mir 1 abzulassen, aber »Was geben Sie mir für Lebensmittel dafür?«

29.4. Im Garten bei Grötzners lag eine Frau von ca. 30 Jahren, rechts daneben ein Junge von 3 bis 4 Jahren, beide tot mit Einschüssen in die rechten Schläfen. Ebenso im Garten von Jägerallee 1 ein toter deutscher Soldat. Den ganzen Tag wurde geschossen. Am Nachmittag wurde Jochen v. Quast in Oberstuniform von 1 jungen Russen durch

die Jägerallee abgeführt. Er sprach einige Frauen an, die vor der Mausefalle standen, und fragte sie, ob sie Anneli kennen. Zufällig waren es unsere Flüchtlinge Schmidt, denen er auftrag, dass A. seine Frau benachrichtigen möchte, dass er abgeführt sei und es ihm gut ginge.

30.4. Gestern Nachmittag organisierte ich in der freigegebenen Jägerkaserne noch 1 guten Zentner Briketts. Es war ein riesiger Haufen von mehreren Waggons, der im Handumdrehen weg war! Wohl schon die 6. Nacht, dass wir völlig angezogen auf den Betten lagen. Um 3 Uhr morgens flüchteten aus der Rettungsstelle Jägerallee 1 eine Rote-Kreuz-Helferin u. 1 Mädels nachts zu uns. Vor der Stelle war ein Lastauto vorgefahren, auf das ein 11- u. 13-j. Mädels, zahlreiche junge Frauen abgefahren wurden. Auch die junge Ärztin, die sich an Tisch und Stühlen festklammerte, versuchten die Kerls mitzunehmen. Im Keller wurde die Zwillingsschwester von dem Mädels, das zu uns geflüchtet war, vergewaltigt.

Um 10 vormittags, während ich dies schreibe, kam immer wieder ein Bomberverband und warf in der Richtung Werder Bomben ab. Es sollen ja deutsche Truppen aus westlicher Richtung auf Potsdam ziehen! Sollen! Die Straßen sehen unbeschreiblich aus, herrenlose Pferde stehen herum, ausgebrannte Autos, überall lungern russische Soldaten herum. Dr. Arnsberg wurde gestern auf der Straße von oben bis unten nach seiner Uhr abgetastet! Anneli besuchte gestern Abend Bades, bei denen sich eine Befehlsstelle etabliert hatte.

Die Wohnung war stark demoliert und ausgeplündert, in alle Zimmer, auf den Balkon etc. ge ..., unbeschreiblich, so dass Bades im Keller hausen müssen, der auch arg mitgenommen ist. In der Sitzewitz'schen Wohnung über Bades passierte dagegen nichts, außer dass Herrn v. Z. der Revolver und viele Pullen Wein fortgenommen wurden.

Eben fliegen wieder russ. Bomber gar nicht hoch übers Haus und werfen ihre Bomben auf den Luftschiffhafen, nicht Werder, wie ich schrieb. Ich sah ganz deutlich, ohne Fernglas mit den bloßen Augen, wie 2 Bomben abgeworfen wurden, die in Fahrtrichtung der Flugzeuge waagrecht, nicht senkrecht herunterkamen. Über dem Luftschiffhafen stehen riesige schwarze Rauchwolken.

Ich muss noch nachtragen, dass am selben Abend, als Frau R. im Keller vergewaltigt wurde, auch die junge Frau S. von 2 Russen oben auf dem Flur vergewaltigt wurde. Sie kam bitterlich weinend herunter.

Heute morgen lockte eine Wildtaube vor unserem Fenster, eine Amsel sang, im Garten blühen die herrlichsten Tulpen. Der Besitzer Grötzner ist getürmt. Jeder kommt und pflückt sich die Tulpen. Welch ein Kontrast, während gleichzeitig dauernd geschossen wird.

Unsere Flüchtlinge organisierten heute in der Kaserne weitere Briketts für uns, brachten eine kleine Pfanne, Kaffeeersatz, Mullbinden etc. mit, die herumlagen. Da das Wasserwerk kaputt ist, müssen wir immer wieder Wasser aus einer Pumpe am Eingang der Mausefalle holen. Heute Nachmittag war im Grötzner'schen Garten die Beisetzung der Frau, die erst ihren kleinen Jungen u. dann sich selbst erschossen hatte. Wir sahen vom Küchenfenster aus die »Leidtragenden« resp. »Tokieker«. Es soll sich um eine Frau handeln, die in der Kietzstraße ausgebombt wurde u. geäußert hatte, dass sie sich umbringen würde. An den Straßenecken sind jetzt Plakate angebracht, dass das Betreten der Straßen von 10 abends bis morgens 8 Uhr streng verboten sei. Alle Gewehre, Revolver etc., Munition, auch blanke Waffen müssen abgegeben werden, ebenso binnen 72 Stunden alle Radios und Fotoapparate. Alle Schreibmaschinen müssen angemeldet werden.

Am Spätnachmittag ging ich mit Anneli zu Fides v. Quast. Schon unterwegs wurde am Gymnasium eine tote Frau u. eine zugedeckte Leiche auf einem Handkarren an uns vorbeigetragen. Erna Kotzes Haus sah unvorstellbar aus, lag in der Kampfzone. Das Haus von General v. Wulffen erhielt Artillerievolltreffer u. wurde ganz zerstört. Tote Soldaten u. Pferde lagen überall herum, vor dem Quast'schen Haus standen 7 ausgebrannte große russ. Panzer, die ein einziger Mann mit der Panzerfaust erledigt haben soll. Fides u. ihre 3 Mädels trafen wir wohlbehalten an, sie hatten Unvorstellbares durchmachen müssen, da die Russen in ihrem Haus eine Befehlsstelle errichtet hatten u. dauernd die Mädels haben wollten. Fides sagte, sie hätte in ihrem Leben noch nie so um Gnade gewinselt, den Kerls ihr Uhrenarmband, Ringe, Armbänder angeboten, damit sie bloß die Kinder in Ruhe ließen. Tat-

sächlich nahmen die Russen nicht mal die so beliebten Uhren. In die Wohnung waren 2 Artilleriegeschosse hereingegangen, die alles durcheinanderwarfen und viel zerstörten.

1. Mai! Ich ging zur Konservenfabrik Zinnert, die ausgebrannt und freigegeben ist. Mit 6 Flaschen Tomaten in der Aktentasche und 4 in den Jacken- u. Manteltaschen kam ich wieder nach Hause! Am Nachmittag stand ich nach Brot an, d. h. jeder erhielt eine Nummer, die dann am nächsten Tage eingelöst wurde. Pro 2 Mann ein halbes Brot, aber wie lange es reichen muss, wurde nicht gesagt! Während des Anstehens galoppierte ein Russe auf dem Straßenpflaster herum, andere lernten Rad fahren u. benahmen sich wie die Kinder, indem sie nicht auf dem Sattel, sondern auf dem Gepäckständer saßen. Unter den Kerls befanden sich Jungens in Uniform, die sicher nicht älter als 14 oder 15 Jahre waren.

Nachher ging ich nochmals zu Zinnert mit Netz u. 2 Aktentaschen und brachte 19 Konservendosen mit, meist Teltower Rüben, Sellerie und Bohnen. Alle Büchsen buddelte ich aus der heißen Asche heraus, so dass ich sie kaum anfassen konnte. Wie sehr vermisste ich Burkard bei diesem »Pirschen auf Lebensmittel«, die in unvorstellbarer Menge vorhanden waren. Der Prokurist der Firma erzählte mir, dass dort 800 000 Büchsen u. 250 000 Gläser gelagert hätten! Man sank immer wieder in Marmeladen, Tomaten, Stachelbeeren und Gemüse ein. Viele hackten mit Picken und Hacken unter der Asche und Schutt die Büchsen heraus. Mein Nachbar beim Buddeln hackte mitten in eine Stachelbeerbüchse hinein, so dass mein Mantel total versaut wurde. Aber es ging munter weiter.

2.5. Schon die 2. Nacht, in der wir nicht richtig ausgezogen in den Betten lagen. In der Nacht hörten wir immer wieder Schießen, auch Geschützdonner. Am Vormittag zu Bade, mit dem ich dann in die Karlstraße zusammen mit v. Zitzewitz, v. Köhne und v. Stüntzner zur Kommandantur ging, um uns dort als ehemalige Soldaten einschreiben zu lassen. Ich selbst kam aber nicht in Frage, da nur die Soldaten registriert wurden, die der Wehrmacht angehört hatten. So verduftete ich wieder. Arnsberg war zu Fuß nach Berlin gestartet, kam

aber nur bis zur Glienicker Brücke, die von den Russen gerade repariert wurde. A. machte mir dann den sehr vernünftigen Vorschlag, Briketts zu besorgen, die auf dem freigegebenen Hofe der Zinnert'schen Fabrik unter dem Schutt lagern. Wir borgten uns einen Handwagen und zogen durch die Stadt. Während Arnsberg den Wagen bewachte, trug ich in 2 Eimern die Briketts heran, die A. schön säuberlich in den Wagen einpackte, sicher an 4 Zentner! Unterwegs lagen immer noch tote Pferde und ein toter Russe in der Elisabethstraße herum. Andere Tote waren einfach in den Vorgärten der Häuser u. auf freien Plätzen eingebuddelt worden, zu Häupten öfters ein Kreuz mit russischer Inschrift, alles mit roten Tüchern u. Sowjetsternen geschmückt.

Es heißt, dass Goebbels in Berlin den Tod auf den Barrikaden fand, (seine große Klappe wird wohl noch weiter geistern!), dass Himmler einen Waffenstillstand bei den Westmächten eingereicht hätte, aber abgewiesen sei, er sollte sich damit an Stalin wenden! Ritter v. Epp soll für den Gau Bayern kapituliert haben, Hitler aus Berlin fort sein! Dies »soll« hört man immer wieder. Wäre doch der 20. Juli geglückt, dann sähe es hier nicht so trostlos aus! Ich sprach Frau v. Dewitz, die auch ausgeplündert wurde, aller Schmuck geklaut! In die Wand des Zimmers ihres Mannes hatte ein Hitlerjunge mit der Panzerfaust hereingeschossen, alle Gehörne, Bilder etc. demoliert. Auch Cecilienhof soll sehr zerstört sein. Wieder ein »soll«!

Nach der Vesper wollte ich Professor Schüssler und Frau v. Werth besuchen, wo es noch von Russen wimmelte; die wiesen mich ab. Im Garten von Frau v. Werth standen russische Wagen und grasten Pferde. Freifrau v. Falkenhausen aus der Parkstraße 4 vergiftete sich mit den 4 jüngsten Kindern. Ebenso nahmen sich Dr. med. Hoeck und Dr. med. Caspary mit ihren Familien das Leben. Er, Falkenhausen, saß lange Zeit nach dem 20. Juli in Haft. Frau v. H. wurde von 6 Russen im Beisein ihres Mannes vergewaltigt!

Auf der Rasenfläche vor der Werth'schen Wohnung standen heute Mittag 5 schwarze Särgе mit Namen, daneben 6 Grabhügel mit Namen May, Potente etc., auch Frauennamen. Auf dem Rückwege ging [ich] bei Bades vor[bei]. Er, Bade, war um ½ 18 Uhr noch nicht von seiner Registrierung zurück, zu der er um ½ 10 gegangen war!